

Denkt Ihr auch mal an uns?

KOLUMNE von Jan Südmersen, Brandamtmann bei der BF Osnabrück

Beim Aufwachen verpasse ich die ersten Silben: „... Fahrtrichtung Bremen, schwerer Verkehrsunfall mit eingeklemmten Personen!“ Während ich im Dunkeln noch schnell horche, ob einer meiner Söhne bei der Alarmerung wach geworden ist, quittiere ich den Alarm des Funkmeldeempfängers, hüpfte in die Hose und raune meiner Frau „Bis gleich“ zu. Es ist mitten in der Nacht. Samstagnacht. Irgendwo auf der „Bahn“ hat es gekracht. Eine massive Anspannung im Verbund mit tiefer Besorgtheit stellt sich ein: Da kämpft jemand um sein Leben. Nicht irgendwo im Fernsehen, sondern nur ein paar tausend Meter entfernt. Und gleich wird man bei ihm sein und versuchen, „den Unterschied“ zu machen. Jetzt gleich.

Im Feuerwehrhaus angespannte Gesichter. Kein flapsiger Spruch. Das Löschfahrzeug wird besetzt – Maschinist, Gruppenführer und 3, 5, 6 Mann – komplett. Der Gruppenführer dreht sich um. Ein kurzes Nicken. Ich bin der Einzige mit rettungsdienstlicher Ausbildung auf dem Fahrzeug. Die wird gebraucht werden, ganz sicher. „53-10, Ausfahrt.“

Ein Blick in den Mannschaftsraum: Viele alte Hasen, aber auch ein „Neuer“. Immer noch Totenstille und Anspannung. Jeder horcht in den Funkverkehr: Ist der Rettungsdienst schon da, ist der Rüstwagen schon ausgerückt? Nichts. Wir werden die ersten sein. Meine Aufgabe wird es vermutlich sein, auf Biegen und Brechen ins Innere des Fahrzeuges vorzudringen. Kein Verdrücken, keine Pause möglich.

„Da isses.“ Nur Warnblinker im Dunkeln, kein Blaulicht. Polizei ist also auch nicht da. Als das Fahrzeug steht, sitze ich mit Notfalltasche, Lampe und Decke vom Fahrzeug ab und laufe dem Gruppenführer hinterher. Nasser, kalter Regen. Mehrere Pkw stehen auf der rechten Fahrbahn. Fahrzeugteile liegen auf der Bahn, die Leitplanke ist durchbrochen. Aus den Büschen neben der Autobahn ragt ein Fahrzeugheck. Irgendwas Gelbes mit Heckspoiler. Der ist frontal vor einen Baum. Muss schnell gewesen sein. Die Tür hinten geht auf, also schlüpfte ich auf die Rücksitzbank. Fahrer und Beifahrerin - beide sehr jung. „Hallo! Hier ist die Feuerwehr. Können Sie mich verstehen?“ Ein Ja von rechts, nichts von links. Kurze Schrecksekunde, aber Links hat einen tastbaren Puls.

Während ich den Warnblinker anschalte, Scheiben herunterfahre und die Zündschlüssel abziehe, fange ich

an zu erzählen. Einfache Sätze, nichts Kompliziertes: „Du hattest einen Unfall und bist eingeklemmt. Wo tut es Dir weh? Wir müssen Dich raus-schneiden. Wie heißt Du?“ Die Stimme muss präsent sein, dass ist das Einzige, an dem der Junge sich orientieren kann. Also reden, reden, reden.

Nebenher versuche ich, genauer zu erkunden, wie schwer die beiden verletzt sind: Der Motor hat auf der Fahrerseite den Vorderwagen, Lenkrad und das Armaturenbrett weit in den Fahrgastraum geschoben. Die Beifahrerin, Steffi, wie ich jetzt weiß, ist nicht schwer eingeklemmt. Ein paar Schnittwunden sehen dramatisch aus, werden aber bald vergessen sein. Es wackelt leicht – der Unterbau steht.

Der Fahrer hat es schlimmer erwischt. Er stöhnt auf, als ich ihn abtaste. Das Armaturenbrett hat einige Knochen in zahllose Splitter aufgespalten und durch die Muskulatur getrieben. Blut, viel Blut sickert in das Gewebe und fehlt woanders. Der Brustkorb hat beim Aufprall das Lenkrad verbogen, was meistens bedeutet, dass die Lunge durch gesplitterte und gebrochene Rippen verletzt ist. Luftnot ist die Folge. Das ist wie Verschlucken, dauert nur ewig. Was mit den inneren Organen ist, kann man nur vermuten. Auch ohne genaue Diagnose wissen wir, das wir uns beeilen müssen.

Der Gruppenführer erscheint am Fenster. „Und?“ „Fahrer zuerst und mit Crash, Beifahrerin schonend. Zweiten Doktor.“ „Vorschläge beim Fahrer?“ „Tür weg und A-Säule hochdrücken muss reichen.“

Der Notarzt kommt. Kurze Atem-pause, während er von der Seite aus den Fahrer untersucht. Mehr als Schmerzmittel, Infusionen, Sauerstoff geben und ihm eine Halskrause verpassen kann er aber auch nicht. Der Junge muss in kürzester Zeit ins Krankenhaus, um die inneren Blutungen zu stoppen. „Zackig. Es eilt“, ist seine Anweisung. „Kai, wir schneiden Dich jetzt raus. Es wird ein paar Mal laut knallen, aber das ist nicht so schlimm. Gleich ist es vorbei.“ Wenn wir Pech haben, ist das gelogen. Aber was soll ich ihm sonst sagen? Twänkk – die verkeilte Fahrtür wird mit einem lauten Schlag aufgespreizt und einem weiteren Schlag losgeschnitten. Kai stöhnt, er merkt jede Bewegung des Pkw.

Nächster Schlag, die A-Säule ist oberhalb des Armaturenbretts durchtrennt. Konzentriert setzt der Geräteführer die Rettungsschere an.

600 bar Öldruck pressen die Scheren-spitzen mit 100 Tonnen zusammen. Zwischen diesem Kraftakt und uns liegt nur das fünf Millimeter dicke Patientenschutzschild. Die Säule ist durch. Lautes Stöhnen. Das gleiche noch einmal und in die ausgeschnittene Stelle kann der Spreizer gesetzt werden, um das Armaturenbrett nach oben zu drücken.

„Kai, das wird vermutlich noch einmal wehtun, aber danach ist es besser.“ Wem erzähle ich da was – ihm oder mir? Das Leben des Jungen hängt an einem seidenen Faden. Zum ersten Mal Zeit für Mitgefühl: Komm, Junge, zieh. Zieh! Kai stöhnt. Schneller.

Das Anheben des Armaturenbrettes ist ähnlich schwierig wie das vorherige Einschneiden. Mit Schweiß auf der Stirn setzt der Trupführer das 30 Kilogramm schwere Gerät wie eine Pinzette an. Nachdem die Spitzen erst mal „Masse“, richtige Ansatzpunkte, gefunden haben, bewegt sich das Armaturenbrett laut knackend und knirschend nach oben. Kai sackt in sich zusammen: „Der muss raus. Jetzt!“, sagt der Arzt. Die Unterschenkel sind blutig und „matsche“. Doch keine Zeit mehr. Ich ziehe den Fuß mit einem kräftigen Ruck raus. „Patient frei.“ Dann wird Kai von vielen Händen auf ein Spineboard, ein körperlanges Brett, gezogen.

Es ist totenstill, als ich meinen Hausflur um 5 Uhr betrete. Kais Überlebenschancen sind gering. Als ich mich vorsichtig ins Bett lege, kommt mir nun die stille und friedliche Welt des Schlafzimmers unwirklich vor. „Wie war's?“, murmelt meine Frau. „Nicht so schlimm“, lüge ich. Ich werde das morgen mit ihr besprechen. Es reicht, wenn einer nicht schlafen kann.

Zeugen haben gesagt, der gelbe Wagen sei an ihnen vorbeigeschossen. Zu schnell gefahren. Heizer. Blödmann. Wenn der schon nicht an sich oder an seine Freundin denkt, könnte er doch wenigstens an uns denken. Der Gedanke ist natürlich absurd. Der nächste Gedanke, dass in ein paar Jahren meine Söhne mit Papas Auto loswollen, ist ganz konkret und bricht in die aufziehende Selbstgerechtigkeit. Wie bringe ich sie dazu, nicht zu „heizen“? Wie dazu, dass sie meine „nervenden“ Warnungen nicht in den Wind schlagen?

Bitte denkt an uns.